



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Julian: Die deutsche Literatur 1752 -1756. III .

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die deutsche Literatur 1752—1756.

Von Julian Schmidt.

### III.

Im Drang seiner anderweitigen Beschäftigungen hatte Lessing immer noch einige Fühlung mit den theologischen Streitschriften behalten. In der Geschichte der Reformation, die er in Wittenberg gründlich studirt, fand er viele vom Parteigeist eingegebene Irrthümer. Er glaubte, Luthers Charakter nicht zu schädigen, wenn er nachwies, daß er in einzelnen Fällen stark im Unrecht war.

„Genug, daß durch die Reformation unendlich viel Gutes ist gestiftet worden: was gehen uns die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten.“ — „Ein Schriftsteller hatte einen witzigen Einfall: die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe und im liebreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen: als ob ein Einfall widerlegt werden könnte! Ihm sein Gift zu nehmen, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche Alles zu ihrem Zweck zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt.“

Lessing's theologische Kritiken werden durchweg von einem Grundgedanken getragen: man soll sowohl von der unfruchtbaren dogmatischen Polemik wie von dem unfruchtbaren Bemühen ablassen, unvereinbare Dogmen zusammenzuflicken. Nicht die Uebereinstimmung in Meinungen und Bekenntnissen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen macht das Christenthum. „Dieser Grundsatz ist darum nicht unwahr, weil es der Grundsatz der Herrnhuter ist.“

„Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen. — Glückselige Zeiten, als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln bestand! Sie waren zu glücklich, als daß sie lange hätten dauern können. Die Schüler der sieben Weisen glaubten ihre Lehren bald zu überschn. Wahrheiten, die jeder fassen kann, waren ihrer Neugier eine allzuleichte Nahrung. Der Himmel, vorher der Gegenstand ihrer Bewunderung, ward das Feld ihrer Muthmaßungen. — Der weiseste unter den Menschen bemühte sich, die Lehrbegierde von diesem verwegenen Flug zurückzuholen: thörichte Sterbliche, was über euch ist, ist

nicht für euch! kehrt den Blick in euch selbst! — Wie? schrie der Sophist. Lasterer unsrer Götter! Verfolger der Weisheit! wohin zielen deine schwärmerischen Lehren? Uns den Lehrstuhl zu verschließen? — — Es ging der Religion wie der Weltweisheit. — — Christus kam. Waren seine Absichten etwas Andres, als die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzustellen? —

Sobald die Kirche Frieden bekam, fiel sie darauf, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen. Schritt für Schritt durch alle Jahrhunderte könnte man zeigen, wie das ausübende Christenthum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unterdessen das beschauende durch phantastische Grillen zu einer Höhe stieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. — Man kennt diejenigen, die in diesen unwürdigen Zeiten zuerst wieder mit ihren eignen Augen sehn wollten. — Der Aberglaube fiel. Aber eben das, wodurch ihr ihn stürzte, die Vernunft, die so schwer in ihrer Sphäre zu erhalten ist, die Vernunft führte euch auf einen andern Irrweg, der zwar weniger von der Wahrheit, aber desto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Christen entfernt war.

Und jezo, da unsre Zeiten — soll ich sagen so glücklich oder so unglücklich? — sind, daß man eine so vortreffliche Zusammensezung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worin man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann, worin eine die andre schwächt, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen, und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen soll: jezo ist ein wahrer Christ weit seltner, als in den dunkeln Zeiten geworden.“ —

Das Gefühl hatte sich in Deutschland an der Religion großgezogen, als selbständige Macht stellte es nun seinerseits an die Religion den Anspruch, seinen Bedürfnissen Genüge zu thun. Der Rationalismus jener Tage geht nach zwei Richtungen hin: die eine verlangte von der Religion, sie solle sich vor dem Verstand, die andere, sie solle sich vor dem Gefühl legitimiren; jene war demonstrativ, diese erbaulich. Die letztere hatte, soweit von religiösem Leben überhaupt die Rede war, entschieden das Uebergewicht.

Spalding (41 J.), jezt Pastor in Pommern, hatte in seiner Jugend mit dem Hallischen Dichterkreise — Gleim, Lange — in der tändelnd verliebten Art verkehrt, die diesem Kreise eigen war; jezt, ein stattlicher Geistlicher, von den Frauen angeschwärmt und von den Männern trotz seiner unvollkommenen Gelehrsamkeit hochgeachtet, veröffentlichte er „Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen“ und „über den Werth der Gefühle im Christenthum.“ damit traf er recht ins Schwarze, es war genau, was die Zeit ver-

langte. Die Bücher wurden verschlungen: sie waren erbaulich und machten nicht viel Ansprüche.

„Zwar in der Welt ist mir Alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberfläche der Dinge, ihre innere Beschaffenheit bleibt mir unerforschlich. Alles verwirrt mich, Alles macht mich unsicher: doch was brauche ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit unzweifelhafter Ueberzeugung erkenne?“

Das religiöse Gefühl blieb fest, wie sehr auch die wissenschaftlichen Voraussetzungen der Religion durch die neuen Forschungen untergraben wurden.

J. B. Michaelis (38 J.) in Göttingen, der gelehrte Orientalist, und Semler (27 J.) in Halle suchten vom Christenthum das morgenländische Colorit, die historische, lokale und zeitliche Bedingtheit abzuschälen, da sich die Offenbarung dem menschlichen Verständniß, dem zeitlich entwickelten, anbequem habe, und nur das stehn zu lassen, was zur „Ausbesserung“ des Menschen beitrage; das Weitere folle Privatsache des Menschen sein. Uebrigens stand namentlich Semler in seiner Privatreligion fest, er war ein gläubiger Christ, und das Leben in seinem Hause höchst erbaulich eingerichtet.

Die Vertheidigung des Christenthums gegen die Freigeister wurde meist vom Standpunkt der Empfindung unternommen; eine Vertheidigung vom Standpunkt des Verstandes schienen die „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ 1755 zu bezwecken.

Der Verfasser, Samuel Reimaruz (60 J.), Professor des Hebräischen am Gymnasium zu Hamburg, hatte in Wittenberg und Jena studirt, auch die übliche gelehrte Reise durch England und Holland gemacht. Ein höchst geachteter Schulmann, Gelehrter im vollsten Sinn des Worts, hatte er seine Studien nicht auf die Philologie beschränkt, sondern in der Literaturgeschichte, Rechtswissenschaft und Naturlehre sehr erhebliche Kenntnisse gewonnen. Jene Abhandlung wie die gleich darauf folgende „Vernunftlehre“ vertritt den Wolffischen Standpunkt. Er war Freund und Schüler von Brockes, und verfocht gleich diesem in der Naturlehre das teleologische Princip, so in den „Betrachtungen über die Triebe der Thiere.“

Aber in diesen Schriften spricht er nur sein exoterisches Denken aus; die geheimsten Ueberzeugungen seines Innern legte er in einem Manuscript nieder, an dem er schon vor 1747 arbeitete und das er bis an sein Lebende ausfeilte: „Apologie für die vernünftigen Verehrer Gottes“; der schärfste Angriff gegen die offenbarte Religion überhaupt und gegen das Christenthum insbesondere, der je in Deutschland gewagt ist. — Er zeigte im Alten Testament in den Lieblingen Gottes Physiognomien von abschreckender Häßlichkeit, Menschen von tiefer Immoralität; er suchte in den Evangelien nicht bloß Irrthum und Zu-

rechtmacherei, sondern absichtlichen Zug und Trug nachzuweisen. Christus und seine Apostel waren ihm die reinen Betrüger.

Dies Manuscript verschloß Reimarus sorgfältig in sein Pult. Keiner seiner Freunde hatte Ahnung von seinen Gesinnungen. Er wollte sich seine Lehrestelle, in der er segensreich wirkte, nicht verkümmern lassen. Er machte die nothwendigen Gebräuche mit, die er doch innerlich verachtete.

„Wer würde wohl in einer so ernsten Sache wider seine Ueberzeugung öffentliche Handlungen begehn, die ihm ein Ekel und ein Nergerniß sind, wer würde seine wahre Meinung, deren er sich sonst gar nicht zu schämen hätte, vor seinen Freunden beständig verhehlen; wer würde seine eignen Kinder in Schulen schicken, da sie nach seiner Einsicht von der wahren Religion zu einem blinden Aberglauben geführt werden: — wenn er es nicht aus großer Furcht für den Verlust seiner ganzen zeitlichen Wohlfahrt zu thun genöthigt wäre? — Die Herren Prediger mögen gewiß glauben, daß ein ehrlicher Mann seinem Gemüth keine geringe Dual anthut, wenn er sich sein ganzes Leben verstellen muß. Was soll er aber anfangen? Man würde ihm Freundschaft, Umgang, Handel und Wandel versagen, und ihn als einen Ruchlosen meiden. Welcher gute Bürger würde seine Tochter wissentlich einem Unchristen zur Ehe geben? und wie würde die, so in seinen Armen schläft, wenn sie dereinst ihres Mannes wahre Meinung vom Christenthum erführe, nach ihrer Schwachheit ängstlich thun und den Herrn Beichtwater anflehn, daß er doch ihren auf solche verdammlichen Wege gerathenen Mann bekehren möchte? Was ist also an der Heuchelei so vieler vernünftiger Menschen anders schuld, als der Glaubenszwang, welchen die Herren Prediger vermöge ihrer Verfolgungen den Bekennern einer natürlichen Religion bis an ihren Tod anlegen?“

Als lebendiges Beispiel dieses Glaubenszwangs ging in Berlin Edelmann (57 J.) umher, den Moses Det. 1755 aussuchte: er fand ihn gedrückt, ängstlich, und dabei fade und unbedeutend. Freilich muß man etwas auf den Gegensatz des Deisten und Pantheisten rechnen. In seiner Einsamkeit zeichnete Edelmann die Erinnerungen seines Lebens auf. Noch immer donnerten die Prediger gegen ihn von den Kanzeln; einer derselben, Pratzje, zählte alle seine Schandthaten auf und versah das Buch sogar mit einem Portrait des berüchtigten Spötters. Zum Schluß empfahl er als Gegengift das Buch von Reimarus; er nannte seine Absicht „rühmlich und verehrungswürdig;“ er billigte auch seine Methode. „Da die metaphysischen Demonstrationen den meisten Menschen zu trocken, oder zu weitläufig, aber zu unfaßlich sind, so hat er sich derselben wohlbedächtig enthalten. Er hat von seiner großen Kenntniß der Natur einen vortrefflichen Gebrauch gemacht: er weiß sie so anzuwenden, daß der Leser auf die Erkenntniß Gottes und seiner Herrlichkeit und in der

süßen Ueberzeugung von einem künftigen seligen Leben befestigt wird.“ Wenig ahnte der rechtgläubige Pastor, der doch in Hamburg mit Reimarus zusammenlebte, daß er einen noch viel schlimmeren Keger pries als Edelmann!

Das kegerische Blut konnte auch Lessing nicht verleugnen, so oft er sich des überlieferten Christenthums anzunehmen schien. Man hatte den Philosophen Cardanus beschuldigt, in einem Gespräch zwischen Vertretern der verschiedenen Religionen des Christenthum verleumdet zu haben; in einer seiner „Rettungen“ erweist Lessing, daß er vielmehr gegen die andern Bekenntnisse ungerecht gewesen sei. „Man sieht es wohl, mein guter Cardan!“ läßt er einen Mohamedaner sagen, „daß du ein Christ bist, und daß dein Versuch nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche so leicht als möglich triumphiren zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mohamed in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht gehören. Was der Jude und der Christ seine Religion nennt, ist ein Wirrwaar von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie be- rufen sich alle auf höhere Offenbarungen: durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten sein können. Sie nennen sie daher Geheimnisse; sie sind es, welche die grobsinnlichsten Begriffe vom Göttlichen erzeugen, den Geist zu unfruchtbarren Betrachtungen verführen und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennt. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwaigen Begleiterin desselben macht! Die Verehrung heiliger Hirngespinnster macht bei euch ohne alle Gerechtigkeit selig. — Wirf einen Blick auf unser Gesetz! was findest du darin, das nicht mit der strengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung nach Maßgabe unsrer Thaten. Dies glauben wir, oder vielmehr, damit ich eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt, und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wenn du gegen uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen und tugendhaft zu sein; oder wenigstens, daß ihn beides die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwage nicht von Wundern, wenn du das Christenthum über uns erheben willst. Mohamed hat niemals dergleichen thun wollen. Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrscheinlich zu machen; der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probirstein ein Jeder bei sich führt. Wenn Einer aufsteht und sagt: ich bin der Sohn Gottes! so ist es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was

nur ein solcher thun kann! Aber wenn ein Andern sagt: es ist nur ein Gott und ich bin sein Prophet, d. h. ich bin derjenige, der sich bestimmt zu sein fühlt, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennt, zu retten: was sind da für Wunder nöthig? Wir schenken euch gern diese übernatürlichen — — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll — wir schenken sie euch und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen.“ — Natürlich spricht das nur der Mohamedaner, nicht Lessing!

Die veränderte religiöse Stimmung verlangte auch einen veränderten Ausdruck. Im Kirchenlied war das vorige Jahrhundert von einer unendlichen Produktivität gewesen; man fand jetzt, daß es aus einer Frömmigkeit hervorgegangen war, die aufgehört hatte zu leben. Das Gefühl der Zeit konnte mit der Bluththeologie der Pietisten und den verliebten Spielereien der Herrnhuter nicht mehr auskommen.

„Wir sind oft mitten in unsrer Andacht durch Gedanken und Ausdrücke unterbrochen worden, die nichts weniger als der Religion und selbst derjenigen Vorstellungen würdig waren, welche diese Lieder in ihren besten Stellen in uns hervorgebracht hatten.“

Okt. 1755 verschickte Gellert (40 J.) an seine Freunde seine ersten geistlichen Lieder, das Populärste, was er nach den Tabeln geschrieben hat. Er hatte sich immer erbaulicher gestimmt. In seinen moralischen Vorlesungen suchte er hauptsächlich auf den gemeinen Mann zu wirken; seine Tugend wandelte auf der Heerstraße. Auch im gewöhnlichen Gespräch war er erbaulich. Sein eingefallenes, gutmüthiges Gesicht, seine hohle, etwas weinerliche Stimme erweckte Rührung. Arme Soldaten, Holzhändler machten ihm Geschenke, weil sie sich durch seine Schriften gebessert fühlten. „Der freudige Schreck, daß ich nicht unnütz wäre, that eine mächtige Wirkung auf mein Herz.“

Mitunter sehen Gellert's Lieder freilich wie die reine Prosa aus, von den kühnen Zügen des altprotestantischen Kirchenliedes ist nichts geblieben. Aber es war die richtige Art, den alten Inhalt des Pietismus, das Gefühl von der Erbärmlichkeit alles Irdischen, ins Erbauliche überzuleiten, in die Freude am Geschäft, Seelen zu retten in diesem und jenem Leben. Gellert hat so manche Seele gerettet und so manche Freudenthräne darüber vergossen, seine Moralität hatte nur den einen Fehler, zu viel vor dem Spiegel zu stehen und mitunter recht gewöhnliche Züge für etwas besondres zu halten.

Ihn selbst stärkte sein Beruf nicht; seine Aufzeichnungen erinnern zuweilen an das Tagebuch Hallers: „Ich kränke mich mehr darüber, daß ich so unempfindlich bin, das Glück, das ich habe, zu erkennen und zu fühlen, als ich über das, was mir mangelt, betrübt bin. Wo kommt diese Kälte, diese undankbare Härte her? Ich stehe mit der Trägheit auf, mit der ich mich nieder-

legte, und der Gedanke: du hast diese Nacht ruhig geschlafen, ist des Morgens meiner Seele eine gleichgültige Zeitung. Möchte mich Gott doch so glücklich werden lassen, daß ich, über die Furcht des Todes erhoben, ihn mehr mit Freuden als mit Zittern mir täglich vorstellen könnte!"

Wenn diese Art des Empfindens bei einem wirklich kranken Mann begreiflich erscheint, so verräth uns doch die Art, wie alle Welt in diesen Ton mit einstimmt, daß in der Zeit selbst etwas Krankhaftes lag.

Gellert's Ruf war bereits ins Ausland gedrungen; junge Edelleute aus seiner Schule, z. B. v. Cronenk (22. J.), Sohn eines österr. Feldmarschalls, der sich in Theaterstücken („Kodrus“) und Elegien („Einsamkeiten“) versucht hatte, machten, wenn sie auf ihrer großen Tour Paris besuchten, dort für seine Dichtungen Propaganda. Lessing, der Dez. 1755 wieder nach Leipzig ging, hörte mit Verwunderung, daß Gellert sich einbildete, man nehme in Paris Notiz von ihm; aber es war wirklich der Fall. Die Empfindsamkeit war dort nicht geringer als in Deutschland.

Gellert's geistliches Lied wurde in Deutschland Modesache wie die Fabel; fast alle Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen“ legten sich auf diese Gattung. — In sehr verschiedenem Sinn versuchte in derselben Zeit Klopstock (31 J.) unterstützt von seinem Freunde in Kopenhagen, dem Hofprediger Cramer, eine Reform des Kirchenlieds.

Wenn man bei dem „Messias“ sich wiederholt fragen muß: wieviel kommt auf den Glauben, und wieviel auf das poetische Bedürfnis? so ist bei den geistlichen Liedern an der aufrichtigen Ueberzeugung nicht zu zweifeln. Er hat, obgleich konfessionell nicht geschult, den wirklichen Drang zu beten: freilich betet er nur, um seiner Seele eine erhöhte Stimmung zu geben. Er hätte seine Lieder gern so eingerichtet — darin stand er mit Gellert auf gleichem Boden — daß jeder fromme Katholik sie mit eben der Erbauung singen könne wie der Protestant. Er äußerte sich sehr unzufrieden mit dem gegenwärtigen protestantischen Gottesdienst, in dem die Predigt fast ausschließlich das Interesse in Anspruch nimmt; er verlangte Weihe der Anbetung durch Instrumentalmusik, Liturgie u. s. w.: kurz eine gelinde Annäherung an katholische Formen. Er hatte auf seiner Schweizerreise einmal in einem Kloster den Messias vorgelesen, zur großen Erbauung der Nonnen, die ihn dafür wieder durch ihre Kirchenmusik erbauten. Der allgemeine Gruß: „gelobt sei Jesus Christ!“ hatte ihn sehr gerührt. „Der Gegengruß, den ich hernach erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß es mich wunderte, daß ich nicht darauf gefallen war, damit zu antworten.“

Klopstock leitete seine „geistlichen Lieder“ mit einer Abhandlung über die heilige Poesie ein. „Wenn der Dichter für den öffentlichen Gottesdienst schreibt,

so ist das Erhabenste, was er zu sagen vermag, nur ein schwacher Ausdruck desjenigen, was die Religion dem Geiste zu denken und zu empfinden giebt. Wie niederschlagend muß ihm also der Gedanke sein, daß ihm gleichwohl die Meisten dies Wenige nicht werden nachempfinden können! Er muß der moralischen Absicht, der größten Anzahl nützlich zu werden, nicht allein viele poetische Schönheiten, sondern auch eine andre gleichfalls moralische Absicht aufopfern: diejenigen, die erhabner denken, in einem höhern Grade zu rühren.“

„Vor allem müssen die Kirchenlieder das Herz bewegen. Fast alle Menschen sind mehr zur Empfindung als zum Nachdenken gemacht. Auch ist die wahre Anbetung mehr Herz als Betrachtung. Es ist sonderbar, daß Männer, denen ich ihre Frömmigkeit gar nicht absprechen will, und die so oft die Offenbarung lesen, dies Muster der erhabensten und sanftesten Schreibart, daß diese Männer die Kühnheit gehabt haben, so klein und so platt von Gott zu denken. Sie entschuldigen sich damit, daß sie sich zu den meisten haben herunterlassen müssen: aber die meisten haben mehr natürliches Gefühl von dem, was wahr, gut und rührend ist, und selbst mehr Empfindung von der Religion, als man denkt.“ —

„Ein Lied ist ein Gebet. Der Geist kann nach guten Handlungen nichts Größeres thun als beten. Wie groß ist es, mit Gott reden! und sollten wir nicht alle Kräfte anstrengen, es einigermaßen würdig zu thun?“ — „Niemand, der es nicht von ganzem Herzen mit der Religion meint, kann ein echtes Kirchenlied machen: so genial er sein mag, der echte Christ wird das Unwahre und Hohle empfinden.“

„Unser Kirchenlied ist der Ausdruck der Empfindungen des Neuen Testaments. Die Gläubigen des Alten Testaments, selbst diejenigen, die Gott seiner Eingebung würdigte, wußten nicht soviel von dem In-ersten der Religion, der Erlösung, als die Gläubigen des Neuen Testaments; sie sahen sie nur von fern und wie im Schatten. Daher ist die erste und die zweite Offenbarung bis auf die Art zu denken und den Ausdruck verschieden. Ich werde sein der ich sein werde! ist der Hauptton des ersten Testaments; er erfüllt uns mit Ehrfurcht und Erstaunen. Das Neue Testament thut dies zwar auch; aber Gott hat sich zugleich ganz zu uns heruntergelassen. Unsre Anbetung wird oft Entzückung: das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig zu nehmen Preis und Ehre!“

Klopstocks Lieder sprechen eine edle Gesinnung aus und sind nebenbei vollkommen rechtgläubig; aber sie sind mehr gedacht als gefühlt, und man merkt, daß der Dichter sich den Schwung, den er für nothwendig hält und der Gemeinde zumuthet, erst künstlich hat geben müssen: bei den alten Lieder-

dichtern kam er aus dem Gemüth. Von den 50 Kirchenliedern, die er dichtete, haben wir ein Paar den Weg ins Gesangbuch gefunden.

So auch seine Verbesserungen alter Kirchenlieder: vergleicht man jede einzelne Stelle mit dem Grundtext, so erscheint sie reiner, poetischer, würdiger; aber es ist Klopstock nicht gelungen, in dem ursprünglichen Ton zu dichten; es sind zwei Töne, die gegen einander streiten, und so den Eindruck einer gezwungenen Zusammenstellung hervorbringen.

„Was sagen Sie zu Klopstock's geistlichen Liedern?“ schreibt Lessing an Gleim. „Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack.“

„Ich bin der Meinung,“ äußerte Kästner später — der Gesangbuchstreit zog sich durch Jahrzehnte hin und ist im Grund noch heute auf der Tagesordnung, — „man sollte Luther's und andre alte Lieder ungeändert lassen. Die Gemeinden, die sich bisher dieser Lieder bedient, haben, juristisch zu reden, ein jus quaesitum darauf. Am allerwenigsten ist es erlaubt, die Lieder so zu ändern, daß eine andre Sekte sie mitsingen kann. Man lasse jede Partei von ihren Glaubensmeinungen so gut singen als sie kann. — Ich muß bekennen, daß ich ein großes Vorurtheil für Dr. Luther habe, und ihn in Absicht auf die Eigenschaften des Herzens und des Geistes für einen der größten Geister halte. Ich vermuthe nicht, daß Jemand, auch mit einem neumodischen feinen Witz und den bessern Einsichten unsrer Zeiten, diesen alten Dichter da glücklich bessern wird, wo sein Herz redet; zumal wenn man in den Prüfungen nicht gewesen ist, die ihn gebildet haben. — Neuerungen im Ausdruck kommen mir vor, als wenn man von einem alten Wappen die Helme wegnähme und hordirte Hüte darauf setzte.“

Gleichzeitig mit den Kirchenliedern, 1755, erschien eine stattliche Ausgabe des „Messias“. Die fünf neuen Gesänge erzählen Jesu Geschichte von seiner Gefangennehmung bis zum Tode am Kreuz. Diese Ausgabe, die dem Ruhm des Dichters das letzte Gepräge aufdrückte, war im Sinne der strengsten Rechtgläubigkeit ausgefeilt; alles was an die heidnischen Klassiker erinnerte, war sorgfältig ausgemerzt.

Indeß war seine Rechtgläubigkeit immer kein fester Besitz, so sorgfältig er in seinen Oden sie zu erkämpfen suchte. — „Warum, da allein Du Dir genug warst, schufft Du? Würdest dadurch Du seliger, daß Du Seligkeit gabst? — Schwindeln kann ich an diesem Hang des Abgrunds, aber nichts in seinen Tiefen sehn. — Heilige Nacht, an der ich stehe! vielleicht sinkt mir nach Jahrtausenden Dein geheimnißverhüllender Vorhang. Vielleicht schafft Gott Erkenntniß in mir, die meine Kraft und was sie entflammt, wieviel es auch sei

und wie groß, die ganze Schöpfung mir nicht zu geben vermag. Du mein künftiges Sein, wie jauchz' ich Dir entgegen!"

Zur wirklichen Schönheit erheben sich diese Betrachtungen bei Klopstock nur, wenn eine individuelle Empfindung sie belebt; den schönsten Ausdruck fand er in der „Frühlingsfeier.“

„Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen! schweben nicht, wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn! Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur, will ich schweben und anbeten! Halleluja! Der Tropfen am Eimer rann aus der Hand des Allmächtigen auch! . . . Wer sind die Myriaden alle, welche den Tropfen bewohnten? und wer bin ich? Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen! mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten! — Aber du Frühlingswürmchen, das grünlichgolden neben mir spielt, du lebst; und bist vielleicht auch nicht unsterblich! Ich bin herausgegangen anzubeten, und ich weine! Vergieb, vergieb auch diese Thräne dem Endlichen, o du, der sein wird! Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen, o du, der mich durch das dunkle Thal des Todes führen wird! Ich lerne dann, ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.“

Wenn sowohl das Gefühl wie der Verstand kategorische Anforderungen an das religiöse Leben stellten, so suchten sie sich auch gegenseitig aus einander zu setzen: das Lieblingssthema der damaligen Philosophie war eine Theorie der Empfindungen.

„Wir würden unglücklich sein,“ schreibt Moses, „wenn sich all unsre Empfindungen auf einmal zu reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten. Weder völlig deutliche noch völlig dunkle Begriffe vertragen sich mit dem Gefühl der Schönheit: jene nicht, weil unsre eingeschränkte Seele keine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen vermag; diese nicht, weil sie sich der Wahrnehmung entziehen. Alle Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschlossen sein. Der Künstler darf im Augenblick des Schaffens das Gesetz nicht allzu deutlich vor Augen haben. — Das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit ist bloß unserm Unvermögen zuzuschreiben. Wir ermüden, wenn unsre Sinne eine allzuverwickelte Ordnung auseinanderlegen sollen. Wesen, mit schärfern Sinnen begabt, müssen in unsern Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Gott, der alles Mögliche auf einmal übersehen, hat kein Gefallen am Schönen. Nur die äußere Gestalt der Dinge hat er mit sinnlicher Schönheit bedeckt, um die Sinne endlicher Geschöpfe zu reizen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen: alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung in einander verschlungen; kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse.

Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!

Der Zweck der Schöpfung ist himmlische Vollkommenheit, nicht wie sie die Sinne fassen, sondern wie sie die Vernunft begreift. Diese himmlische Venus muß der Denker sich hüten, mit der irdischen zu verwechseln: das Vergnügen an der verständlichen, in sich gegründeten Vollkommenheit ist unendlich erhaben über dem Vergnügen an der Sinnlichen, oder wie wir Irdischen sie nennen, an der Schönheit.“

Die „Briefe über die Empfindungen,“ aus der diese Stellen genommen sind, erschienen Sept. 1755; bereits ein halb Jahr vorher hatte Winkelmann die Schrift herausgegeben, in welcher Deutschland ein neues, entgegengesetztes Evangelium verkündet wurde.

---

## Die türkischen Frauen.

Soeben ist bei Calman, Levy und Compagnie in Paris ein Buch erschienen, welches den Titel führt *Les Femmes en Turquie par Osman Bey* (Major Vladimir Andrejevich). Wer darin gewöhnlichen Haremsklatsch suchen wollte, würde sich enttäuscht fühlen — es ist vielmehr ein ernstes Buch, welches uns mit gewissen sozialen Krebschäden der Türkei vertraut macht und daher im gegenwärtigen Augenblicke besondere Beachtung verdient. Wer Osman Bey ist, wissen wir nicht; der zweite in Klammern auf dem Titel stehende Namen Vladimir Andrejevich deutet auf slavischen Ursprung des Verfassers, womit allerdings nicht stimmt, daß er als Türke schreibt und von sich sagt *nourri dans le sérail, j'en connais les détours*; er spricht von „unserem Harem“, „unseren Sklaven.“ Gleichviel wer der Verfasser aber auch sein mag, er schreibt nicht über die alte Türkei, die alte Haremswirthschaft, sondern über die Türkei der Gegenwart. Allerdings erinnert er sich noch der Geschichte, daß der vergleichsweise milde Sultan Abdul Medschid zwei lieberliche Sultaninen und ihre Liebhaber umbringen ließ. Aber das „Säcken“ und die „seidene Schnur“ spielen im vorliegenden Buche keine Rolle mehr. Osman Bey schildert uns die „aufgeklärte“ Türkei und obgleich er sein Vaterland liebt, seine Fehler nur mit Glanzhandschuhen anfäßt, gesteht er doch, daß aus der Türkei nichts werden kann, bevor nicht zwei Gebrechen derselben, die Erniedrigung des Weibes und die Sklaverei, beseitigt worden sind.